Das Unterhaltungs-Blatt
Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 110. Freitag, 22. April 1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(Nachdruck verboten)

(28. Fortsetzung.)

Der Baron näherte sich ihr seelenruhig, als sei es die harmloseste Sache von der Welt, über die er sich mit ihr zu unterhalten gedenke.

Ließ sich mit wirklich ungekünstelt erscheinender Gelassenheit in einen der Sessel fallen und fuhr in derselben zwanglosen Weise wie vorher fort:

„Bitte, nehmen Sie einen Augenblick Platz, gnädiges Fräulein . . . ich werde Ihnen die interessante Geschichte möglichst kurz erzählen. — Bitte, Elvira, Fräulein Wendhus wird nichts dagegen haben, wenn auch du dich setzt!"

Einer solchen Unverfrorenheit gegenüber fühlte sich Helga augenblickslang machtlos. Sie folgte der Aufforderung.

„Ich nehme an, gnädiges Fräulein, Sie erinnern sich noch meiner!" sagte der Baron, nachdem er sich umständlich eine Zigarette aus einem goldenen oder vergoldeten Etui genommen und angezündet hatte.

„Allerdings . . . und ich muß Ihnen sagen, daß die Erinnerung durchaus nicht angenehmer Natur ist!"

„Das bedaure ich unendlich . . . kann es aber verstehen!" ironisierte er. „Im Oktober stattete ich mit meiner Schwester einen erst nur kurz gedachten Besuch ab. In einem Spielklub war einmal die Rede von Ihnen . . . man sprach davon, daß Sie sich auf einer Weltreise befänden und erst Mitte des nächsten Jahres zurückerwartet würden. Da entstand ein kleiner Plan in mir. Warum sollte Ihr schönes Haus so lange unbenützt stehen? Ich rekognoszierte das Terrain, inszenierte das harmlose Schwindelchen mit dem Brief, — und wir zogen hier ein! Ich mache Ihnen mein Kompliment, gnädiges Fräulein, Ihr Haus ist tatsächlich mit allem Komfort eingerichtet, und ich bedaure, daß wir es nun schon eher verlassen müssen, als ich glaubte! Es läßt sich leider nicht ändern."

Lächelnd stäubte er die Asche von der Zigarette.

Helga war sprachlos. Fühlte, daß sie hier einem Menschen gegenübersaß, der durch nichts aus der Ruhe zu bringen, auf alles gefaßt war. Einem Menschen, der wahrscheinlich schon in gefährlicheren Situationen gesteckt hatte als es die jetzige war. Plötzlich war eine leise Angst in ihr, die sie zu unterdrücken bemüht war.

„Aber das ist doch unerhört, sich in dieser Weise in fremde Häuser zu schleichen . . ."

„Wieso, meine Gnädigste? Sehen Sie, wir sind zwei arme, ab und zu ein bißchen abenteuernde Wanderer. Da war es für uns ein ordentlicher Genuß, eine lang entbehrte Erholung, eine Zeitlang in dem Wahn zu leben, diese prachtvolle Villa sei nun für uns da!"

„Sie hatten auch noch andere Absichten! Sie wollten den alten Müller entfernen und . . ."

„Hat er Ihnen das gesagt? Mag sein, daß ich noch eine kleine Nebenabsicht hatte, doch fehlt dafür der Beweis. Im übrigen . . . man muß leben, auch wenn man nicht das Glück hat, Millionärin zu sein und ein wenig von den Schönheiten des Daseins nippen will!"

„Wenn ich jetzt die Kriminalpolizei rufe . . ."

„Das werden Sie nicht tun, gnädiges Fräulein!" sagte er ganz liebenswürdig. „Abgesehen davon, daß wir Ihnen ja keinen materiellen Schaden zugefügt haben, wäre es Ihnen sicher nicht angenehm, Ihre Exkursion in die Gefilde der Arbeit in der Öffentlichkeit breitgetreten zu sehen!"

„Woher wissen Sie . . ."

Er lächelte. „Man hat so seine Verbindungen, Gnädigste! Sie dürfen aber beruhigt sein . . . ich erfuhr es auch nur durch Zufall, als ich neulich Gelegenheit hatte, in einem Klub eine Unterhaltung zwischen dem Ihnen ja bekannten Kayserlingk und der Bildhauerin Bauer zu belauschen!"

„Ich verlange, daß Sie mein Haus aber sofort verlassen!"

„Es wird uns nichts weiter übrig bleiben!"

„Ich bitte jedoch, Herr — Baron, ohne Zögern! Ich bleibe hier, bis Sie gegangen sind!"

„Darum wollte ich gerade Sie bitten, meine Gnädigste!" erwiderte er, immer in derselben liebenswürdigen Art, hinter der Helga versteckt wohl die ernst zu nehmende Drohung heraushörte. „In einer Stunde ist Ihr Wunsch erfüllt . . . Sie sehen, ich füge mich Ihnen bereitwillig . . . erwarte das Gleiche aber auch von Ihnen!"

Er erhob sich und schritt zur Tür. Hatte sie noch nicht erreicht, als sie plötzlich von außen geöffnet wurde — ein großer breiter Mann trat herein, gefolgt von zwei Schupobeamten!

Den Bruchteil einer Sekunde stutzte der „Baron", stürzte sich dann wild vorwärts und versuchte sich durchzuschlagen. Eine Minute später war er überwältigt.

Die „Baronin" Oppermann war beim Eintritt der Polizei ohnmächtig zurückgesunken.

Am verblüfftesten war Helga Wendhus selbst. Sie konnte sich das Erscheinen der Beamten nicht erklären. Bis sie hörte, daß die ängstliche Frau Müller in Sorge um sie zur in der Nähe befindlichen Polizeiwache gelaufen war. Ihr Mann hatte sie vergebens zurückhalten wollen . . . die gute Frau, die mit Vorliebe Mordprozesse und ähnliche Dinge las, hatte in ihrer Phantasie bereits das Leben ihrer Herrin in äußerster Gefahr gesehen.

Obwohl Helga eine solche Lösung nicht beabsichtigt hatte, atmete sie doch auf, als das Paar unter polizeilicher Führung endlich die Villa verließ.

Sie ahnte, daß der Kriminalpolizei dank der Besorgtheit Frau Müllers hier ein vorzüglicher Fang geglückt sei . . .

27.

Als Reinhold Buchenau am nächsten Tage ein wenig niedergeschlagen von seiner vergeblichen Fahrt nach Grunewald zurückkehrte und ihr von dem Mißerfolg berichtete, lachte Helga Wendhus so hell auf, daß er sie erstaunt ansah.

„Wissen Sie, Reinhold, daß ich etwas Ähnliches erwartet habe? Bei Ballbekanntschaft ist das immer so eine Sache! Was man da verspricht, hat man gewöhnlich am nächsten Morgen schon wieder vergessen! Aber den

Kopf würde ich an Ihrer Stelle nicht hängen lassen . . . es wird sich schon etwas anderes finden! Und Sie waren es ja gestern selbst, der mir Mut zusprach!"

„Ach, mir ist nicht bange", erwiderte er. „Nur wäre es doch sehr schön gewesen, wenn es ohne lange Stellungslosigkeit abgegangen wäre!"

„Gewiß . . . doch wer weiß, wozu manchmal etwas gut ist, nicht wahr? Mir ist da vorhin ein anderer Gedanke gekommen: Sie erzählten mir doch früher einmal, daß Sie sich damit befaßten, zu schriftstellern? Haben Sie die Sachen, die Sie damals schrieben, noch da?"

„Das schon . . . aber . . ."

„Haben Sie keine Angst! Ich will nicht begrabene Hoffnungen aufwecken. Nur habe ich doch jetzt so kolossal viel freie Zeit . . . würden Sie mir nicht gestatten, die Sachen einmal zu lesen? Ich möchte sie gern kennen lernen . . ."

Er lachte ein wenig gezwungen.

„Es wird nicht viel daran sein, da sie ja von überall als ungeeignet zurückgekommen sind! Aber wenn es Ihnen Vergnügen macht . . ."

Sie folgte ihm in sein Zimmer. Er öffnete ein Fach der Kommode und kramte unter den Papieren herum. Zog einen Stoß Manuskripte hervor. Helga stand dabei.

„Was ist denn das für ein Paket?" fragte sie, auf ein umfangreiches Bündel deutend.

„Das . . . ach! Unbrauchbares Zeug! Mein Kriegstagebuch . . . als ich es schrieb, wiegte ich mich auch noch in Träumen, es einmal veröffentlicht zu sehen. Aber wer hat heute Interesse daran . . ."

„Bitte, bitte, lassen Sie mich das auch lesen!"

„Hier nehmen Sie den ganzen Krempel! Wenn Sie es gelesen haben, werfen Sie es ins Feuer oder machen Sie sonstwas damit . . . es ist ja doch nichts wert!"

Am Abend begab sich Helga frühzeitig zu Bett, rückte die kleine elektrische Lampe auf dem Nachttisch ganz nahe heran und vertiefte sich in die Arbeiten Reinhold Buchenaus. Früher, als ihr Vater noch lebte, hatte er ihr oft besonders interessante Arbeiten mitgebracht, über die sie ihr Urteil abgeben mußte. So hatte er eine vielleicht in dieser Beziehung angeborene Anlage für ihr kritisches Vermögen geschärft und ließ sie sehr wohl die Vorzüge und Fehler eines Manuskripts erkennen.

Und wenn auch hier möglicherweise die persönliche enge Bekanntschaft ihre Urteilskraft ein wenig subjektiv trübte, so erkannte sie doch schon nach dem Lesen der ersten kleinen Sachen, daß ein mehr als gewöhnliches Talent zu ihr sprach. Selbst die unbedeutendsten Dinge wurden in ein stilistisch feines Gewand gekleidet und gewannen so ein über das Maß des Alltäglichen hinausgehendes Aussehen. Tiefe schöne Gedanken von eigener Prägung, geschickt gesteigerter Aufbau der Ereignisse, eine oft kühne, verblüffende Art, Neues zu sagen und Altes in wundervoll geschliffener Art zu Neuem umzuwerten — das alles fesselte sie und ließ sie gespannt Skizze um Skizze, Erzählung um Erzählung genießen.

Und als sie endlich spät in der Nacht die letzte beiseite gelegt, war sie so durch und durch erfüllt von dem, was ihr diese Sachen gegeben hatten, daß sie noch lange wach lag und nicht los kam von einzelnen besonders schön gezeichneten Gestalten. In allem hatte sie dieselbe reine Menschengüte, dieselbe edle, durch Leid geläuterte Menschenliebe und Liebe zu allem Seienden gefunden, daß sie nun erst den Menschen Buchenau recht kennen gelernt zu haben glaubte.

Sie verstand es nicht, wie die Redaktionen alles von diesen Arbeiten zurückgehen lassen konnten. Wahrscheinlich hatten sie sie, weil es handschriftliche Sachen waren, gar nicht gelesen, sonst hätten sie sich dadurch nicht abhalten lassen, sie anzunehmen.

Der leise Gedanke, der sie veranlaßt hatte, Reinhold um die Manuskripte zu bitten, ward nun zum festen Plan.

Am nächsten Morgen wählte sie drei der ihr am gelungensten erscheinenden Skizzen aus und schrieb einen kurzen Brief an den Chefredakteur des Wendhus-Verlages:

„Lieber Dr. Jacob! Ich weiß, daß es Ihnen Freude macht, von Zeit zu Zeit neue Talente zu entdecken. Hier mache ich Sie mit einem bekannt, von dem ich sehr viel erwarte! Vorläufig nur drei kleine Arbeiten, die Ihnen die Eigenart des Verfassers zeigen. Ich bin überzeugt, daß Sie für eins unserer Blätter geeignet sind. Sie würden mir persönlich eine Freude bereiten, wenn Sie die Sachen annähmen. Damit soll allerdings nicht gesagt sein, daß Sie sie auch annehmen müssen, wenn sie nicht gut sind. Nur will ich nicht, daß Sie — wehe Ihnen, wenn Sie es tun! — zurücksenden wegen Überfüllung! Der Autor verdient es, beachtet zu werden! — Das Resultat Ihrer Prüfung senden Sie an Reinhold Buchenau, Berlin W. 68, Lindenstraße 8. Ohne mich aber dabei allzusehr in den Vordergrund zu rücken!

Mit herzlichen Grüßen

Ihre Helga Wendhus."

Sie kuvertierte die Sendung und brachte sie gleich nach dem Frühstück zur Post. Fiel das Urteil Dr. Jacobs so aus, wie sie erwartete, dann eröffnete sich für die letzten vier Monate ihres Arbeitsjahres eine Perspektive, wie sie nicht schöner sein konnte.

Voll Ungeduld wartete sie auf das Eintreffen der Antwort. Reinhold bemerkte in den nächsten Tagen die Unruhe an ihr und fragte sie einmal scherzend, ob sie vielleicht auf etwas warte.

„Ja . . . auf einen Brief!" lächelte sie und sah ihn so seltsam an dabei, daß ihm das Blut in die Schläfen stieg und heiß aufhämmerte darin.

Sie saßen eines Morgens zu Dreien am Frühstückstisch, als die Korridorglocke anschlug. Bevor Frau Apelt sich aufrappeln konnte, war Helga schon draußen. Ihr Herz tat schnellen Schlag, als ihr der Postbote einen Brief an Reinhold Buchenau gab und zuckte gleich darauf ein wenig weh, als sie fühlte, daß der Brief zu dick war, um nur einen Antwortbogen zu enthalten. Schickte Jacob etwa die Manuskripte als unbrauchbar zurück? Hatte sie sich in ihrem Urteil getäuscht?

Nicht ganz so schnell kehrte sie ins Wohnzimmer zurück. Reinhold fuhr erstaunt hoch, als sie ihm den Brief überreichte. Seit Monaten hatte er keine Post bekommen . . . und nun auf einmal . . .

Hastig warf er einen Blick auf den Umschlag. Sah den Aufdruck: „Wendhus A.-G." links unten in der Ecke. Jäh schoß eine Ahnung durch sein Gehirn. Er sah Helga Wendhus an, die vergebens ihre Erregung zu verbergen versuchte. Voll tiefer Röte leuchtete plötzlich ihr Gesicht zu ihm herüber.

„Was haben Sie da angerichtet, Fräulein Helga?"

Sie strich mit leise zitternder Hand über ihr Kleid und senkte den Blick.

„Ich . . . ich . . . ach, Reinhold, so öffnen Sie doch endlich den Brief, damit man weiß, was los ist!"

(Fortsetzung folgt.)

Nun bau'n die Vögel Nester . . .

Von **Richard Gerlach.**

Nun bau'n die Vögel Nester.
Aus Halmen lind und weich
Fügen sie dicht und fester
Ihr kleines rasches Reich.

Ein Lied schallt aus den Zweigen,
Schmetternder Frühlingsschlag.
Voll Flattern, Zappeln, Neigen
Fliegt leichthin jeder Tag.

Nun klingt aus Duft und Flieder
Ein schwebender Gesang.
O wehendes Gefieder!
O schöner Überschwang!

Don Juans des Urwaldes.

Von E. v. Ungern-Sternberg.

Ein Ball im Dickicht des Urwaldes! Mehrere Stunden vor dem Tanz beginnen die kupfergelben Herren mit ihrer Toilette. Mit größter Sorgfalt kämmen sie sich das Haar und ordnen die Stirn- und Ohrenlocken. Die Augenbrauen und Wimpern werden ausgerissen, ebenso wie alle anderen Härchen, die ihrer Meinung nach das Kinn oder die Oberlippe verunzieren. Dann wird mit der Bemalung des Gesichtes begonnen, jeder bunte Strich wird sorgfältig im Spiegelchen begutachtet. Die schöne grell-rote Farbe liefert der Samen eines Busches, die gelbe wird durch Kauen einer Wurzel bereitet, und die schwarze besteht aus Ruß, der mit Speichel verrieben wird. Dann werden die Halsketten aus Schneckenschalen und der Federschmuck geordnet, und schließlich werden die schwarzen Ohrenklötze geputzt. Als besonderer Luxus gilt ein von den Weißen abgelegtes Hemd oder eine Hose. Die eitelsten unter den Männern setzen sich eine mit Schneckenmuscheln besetzte Haube auf den Kopf.

Wir waren Gäste der Tschoroti- und Aschuslesstämme im Gebiet des Pilkomayo. Man könnte sie wilde Indianer nennen, denn sie waren noch ganz mit der sie umgebenden Natur verbunden, sie lebten im Urwald ihr eigenes Leben, kamen nur selten mit den Weißen in Berührung, bei denen sie Spiegel, Messer und allerlei Tand umtauschten, und kümmerten sich im übrigen wenig um die Begriffe europäischer Zivilisation. Sie waren freundliche, in ihrer Art ritterliche Menschen, die aber, gereizt, wie unartige Kinder großes Unheil anrichten konnten. Den dienenden Wert der Arbeit überschätzten sie nicht; neben den notwendigen Beschäftigungen mit der Jagd und dem Fischfang vertrieben sie sich hauptsächlich die Zeit mit nächtlichen Tanzvergnügungen und mit gelegentlichen Trinkgelagen. Die Männer erschienen eitler und putzsüchtiger als die Frauen, die meisten unter ihnen waren richtige Don Juans des Urwaldes.

Die Frauen und Mädchen tragen zum Ball keinen Federschmuck, ihr Stolz sind schön tätowierte Muster auf der mit Fischfett blank geriebenen Haut. Der Geruch ist zwar abstoßend, aber die Indianer sind anderer Ansicht und behaupten, daß die Weißen einen unangenehmen Duft an sich hätten. Wenn die Frauen mit den Weißen in Berührung gekommen sind, tragen sie einen Lendenschurz oder den „Tipoy", der auch den Oberkörper halb bedeckt! Seltsamer Weise nehmen es aber die Mädchen, die nackt einhergehen, mit der Tugend viel genauer als die schamhaft bekleideten.

Der Ball beginnt mit Sonnenuntergang. Unter riesigen Urwaldbäumen werden Feuer aus trockenem Reisig entzündet, fantastische Schatten und Lichtreflexe huschen über die Palmenkronen und Lianen. Zuerst treten die Männer in den Kreis und stimmen einen immer wiederkehrenden gutturalen Kehrreim an. Der Rhythmus steigert sich, primitive Tongefäßtrommeln fallen ein, Musikbogen, die einem Flitzbogen gleichen, streichen über ein wenig wohlklingendes Instrument, eine Pfeife, auf der man wie auf einem Schlüssel pfeift, gibt schrille Töne von sich. Die Don Juans unter den Indianern sind nicht eifersüchtig auf ihre Frauen und Mädchen, wohl aber können sich die Damen wegen eines Kavaliers in die Haare geraten; dabei geht es keineswegs sanft zu, mit Pfriemen aus Knochen oder auch mit einer Peitsche aus Tapierhaut schlagen sie aufeinander ein, bis die Schwächere das Feld geräumt hat. Manche Männer haben zerkratzte Gesichter, das Kratzen ist ein Beweis besonders feuriger Liebe.

Dem Tanz folgt ein Trinkgelage, das bis zum Sonnenaufgang dauert. Am Tage bereiten die Frauen die berauschenden Getränke, sie streifen im Walde umher, um die Früchte zu sammeln und sie zu kochen, am unentbehrlichsten ist die Algarobafrucht, die nach dem Gärungsprozeß ein süßes, schweres Bier liefert. Ein Europäer tut gut, der Zubereitung des Getränkes nicht zuzuschauen; das Bier wird nämlich dadurch gewonnen, daß die Frauen die gemahlene Frucht kauen und sie in einen Topf speien. Den Gärungsprozeß überwachen dann die Männer, bis das fertige Bier schön zu schäumen beginnt. Außer dem schweren Algarobagetränk wird auch Maisbier und das süß-säuerliche Channabier gebraut; mitunter gibt es auch von den Weißen eingehandelten Zuckerrohrschnaps, aber das ist ein seltener Luxus. Gäste werde gerne gesehen, aber sie müssen mittrinken, und wehe ihnen, wenn sie Ekel zeigen: sie würden die Gastgeber tödlich beleidigen. Man muß durchhalten, bis die älteren Indianer berauscht werden und zu heulen beginnen, als größten Freundschaftsbeweis sich gegenseitig in den ausgehöhlten Kürbis spucken, der als Trinkgefäß dient, und dem Gast den Mund abwischen. Groß ist die Gier nach Tabak. Die Indianer bauen zwar ihren eigenen Tabak an, sie verstehen ihn aber nicht zuzubereiten, und deshalb ist die Ware der Weißen besonders begehrt. Die Pfeife geht, wie wir das aus den Indianergeschichten wissen, von Mund zu Mund, jeder tut ein paar Züge und gibt sie dann seinem Nachbar weiter. Selbst Kinder von 5 bis 6 Jahren kann man mit Lust qualmen sehen.

Nach einem Tanz und Trinkgelage werden natürlich viele krank. Dann muß der Medizinmann seine Kunst zeigen. Der Kranke wird auf ein hartes Lager gebettet, die Indianerärzte stellen sich rund um ihn herum, beugen sich nieder und beginnen am Körperteil, der schmerzt, zu saugen. Dann werden die Brust und der Magen geknetet, angeblasen und bespien. Dabei werden allerlei Zauberformeln gemurmelt. Das seltsamste ist, daß die Kuren von Erfolg begleitet sind, wenigstens stehen die meisten nach etwa einer Stunde Behandlung völlig geheilt und munter von ihrem Lager auf und gehen an ihre Beschäftigung, als ob nichts geschehen wäre. Die Medizinmänner sind natürlich auch gefürchtete Hexenmeister, deren schwarze Kunst viel Unheil anrichten kann.

Bei den Chacoindianern am Pilkomayo gibt es weder Arme noch Reiche: ist man satt, so ist man reich, gibt es nichts zu essen, so darbt man und hilft sich gegenseitig aus. Diebstahl ist unbekannt, d. h. Diebstahl untereinander, dem Weißen darf man, wenn sich eine Gelegenheit bietet, etwas von seinem unermeßlichen Reichtum wegnehmen, und sei es auch nur eine alte Hose oder ein Hemd, um irgend einer Stammesschönen zu imponieren. Auch Mordtaten sind selten, es sei denn, daß man die Tötung neugeborener Kinder oder sieche Eltern als ein Verbrechen bezeichnen wollte; aber jede Indianerin hält es nicht nur für ihr Recht, sondern auch für ihre Pflicht, einen nicht ganz gesunden Säugling zu töten, und für den Mann ist es ein Akt der Pietät, auf seine Bitte hin den erblindeten Vater von seiner Qual zu erlösen.

Schlimm ist das Übernachten für einen Europäer in einer der engen Indianerhütten. Der Raum ist so beschränkt, daß Männer, Frauen und Kinder, bisweilen auch noch Hunde oder andere Haustiere in einen Haufen zusammenrücken müssen, um Platz zu finden. Eine Decke muß für mehrere dienen, und es ist sicher nicht angenehm, wenn irgend ein neugewonnener kupferfarbener Freund oder eine nach Fischfett duftende Dame unerwartet unter die Schlafdecke des Weißen schlüpft und das meist nicht ungezieferfreie Haupt an die Schulter lehnt. Die jungen Indianerinnen, die sich sehr viele Freiheiten vor der Ehe erlauben dürfen, beziehen bisweilen eine besondere Mädchenhütte, in der sie ohne Scheu einen erfolgreichen Don Juan empfangen dürfen. Blasen nicht die südlichen, kühleren Winde, so übernachten alle im Freien, jedoch immer mehrere unter einer Decke.

Es gibt Teile des Chaco, die unerforscht sind, in dem die Indianerstämme noch ganz nach ihren alten Sitten leben und in dem Weißen den Feind und Eindringling sehen. Weiter nach Norden, in den Urwäldern Boliviens und Brasiliens webt undurchdringliches Geheimnis, man erzählt von bärtigen und von weißen Indianern, über deren Herkunft sich die Gelehrten den Kopf zerbrechen. Der fremde Eindringling wird mit vergifteten Pfeilen überschüttet und Getötete im Kochtopf gesotten. Noch gibt es, fern von den prächtigen Hauptstädten Rio de Janeiro, Buenos Aires, Asuncion, La Paz, in Südamerika eine unbekannte Welt, die unberührte Welt des Indianers, die ihre Tugenden und Fehler wie alle Menschenansiedlungen hat. Der Don Juan des Urwaldes hat aber dieselben Instinkte wie der Gesellschaftslöwe einer modernen Großstadt.

Emerich und die Zeit.

Von Gösta Törneqvist.

Emerich war gerade eingedöselt. Nicht etwa wie ein ungetreuer Beamter im Bureau. Sondern zu Hause auf seiner Chaiselongue nach Tisch. Er war abends bei Franks eingeladen und hatte sich vorgenommen, höchstens eine Stunde zu schlafen.

Plötzlich erwachte Emerich in der harten und unangenehmen Weise, in der man von einem vorbeiratternden Motorrad geweckt wird, dem unheimlichsten Weckmittel der Gegenwart.

„Himmelherrgott!" sagte Emerich. „Ich habe die Zeit verschlafen! Ich fühle es, ich habe mindestens fünf Stunden geschlafen!"

Emerich reckte sich und konzentrierte seine ganze Seele auf die Zeit, von der die Amerikaner behaupten, daß sie Geld sei. Ein Blick und ein Rütteln der Weckeruhr belehrten Emerich, daß diese stehengeblieben war. (Seine Armbanduhr war in Reparatur.)

Wie spät mochte es wohl sein? Der Himmel war trübe,

im Zimmer herrschte Halbdämmerung, es war schwer zu erraten.

„Wozu habe ich eigentlich ein Telephon?" sagte Emerich und hob den Hörer ab.

„Fräulein, können Sie mir vielleicht sagen, wie spät es ist?"

„Sie wissen doch, daß wir keine Auskünfte erteilen dürfen", erwiderte das Fräulein.

„Sooo? Dann entschuldigen Sie", sagte Emerich und legte den Hörer hin.

„Lächerliche Idee von der Post, aber da ist nichts zu machen", dachte er und klingelte bei seinem Freunde Petrus Magnus an. Magnus war nicht zu Hause, jedenfalls meldete sich niemand.

Es wurde immer dunkler im Zimmer. Emerich versuchte es bei Paul Lehmann, Adrian Krause und Themistokles Pthl — alle waren abwesend.

Emerich wurde von einer gewissen Aufregung erfaßt. Daß es so schwer war zu erfahren, wie spät es war! In einer Stadt mit Millionen Uhren! Emerich nahm sich aus dem Telephonbuch eine Nummer aufs Geratewohl: Oskar Cramer, Feinkosthändler, Zentrum 74 182.

Er verlangte Cramers Nummer.

„Hallo!" antwortete Cramer.

„Na endlich!" sagte Emerich. „Mein Name ist Emerich. Würden Sie vielleicht so freundlich sein und mir sagen, wie spät es ist?"

„Ich kenne niemand mit dem Namen Emerich", sagte Cramer, „und es ist eine Unverschämtheit, Leute in solcher Weise zu belästigen."

Emerich legte den Hörer leise hin und wurde von einem beklemmenden Gefühl der Verlassenheit befallen. Da saß er mitten in einer großen Stadt und konnte nicht erfahren, wie spät es war!

Er hätte ja ebenso gut schwer krank sein und allein liegen und ebenso unbemerkt umkommen können wie auf einer unbewohnten Insel der Südsee!

Da er indessen gesund war, hätte er ja auch hinausgehen und auf einer öffentlichen Uhr nachsehen können. Aber er war entschlossen, zu Hause zu erfahren, wie spät es war.

Schließlich fand er noch einen letzten Ausweg. Er klingelte bei einem Botenjungen-Bureau an und bestellte einen Jungen.

Der kam, eiligst.

„Wie spät ist es?" fragte Emerich.

„5 Uhr 37", antwortete der Botenjunge.

„Ach, — dann habe ich ja erst fünf Minuten geschlafen!" sagte Emerich, stellte die Weckuhr, legte sich wieder hin, verschlief die Zeit und kam eine Stunde zu spät zu Franks.

(Aus dem Schwedischen von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.)

Neue Bücher

* Der große „Brockhaus". (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.) In Eckermanns Gesprächen können wir nachlesen, daß Goethe oft nach diesem Werk gegriffen hat, um sich dort Auskunft zu holen, und noch heute steht die 6. Auflage von Brockhaus' Konversationslexikon in seiner Studierstube im Haus am Frauenplan zu Weimar. Pünktlich zum festgesetzten Zeitpunkt ist jetzt der 11. Band erschienen, mit einer unerschöpflichen Fülle an neuem Tatsachenmaterial, mit zahlreichen einfarbigen und bunten Abbildungen prächtig ausgestattet. Es ist von eigentümlichem Reiz, sich beim Durchblättern des Bandes einmal zu vergegenwärtigen, welche Artikel dieses Bandes sich in der in Goethes Besitz befindlichen Auflage des Werkes noch nicht gefunden haben können, und wir kommen auf diesem Wege zu einer eindrucksvollen Vorstellung der Welt, in der unsere Vorfahren vor etwa hundert Jahren gelebt haben. Da sind vor allem die Artikel, die über die beispiellose technische Entwicklung des letzten Jahrhunderts berichten: Lichtspielwesen (18 Spalten Text, 46 Abbildungen), Lokomotive (reiches Abbildungsmaterial!), Luftschiff und Luftverkehr (58 Abbildungen, Flugstreckennetz, Karten!). Mit welcher Anteilnahme seines allumfassenden Wissensdranges hätte „der Alte von Weimar" wohl die ausgezeichneten naturwissenschaftlichen Artikel des Bandes studiert, die wir unter den Stichwörtern Leuchtorganismen (mit einer farbenprächtigen Bildertafel), Luftdruck (mit bunten Karten: Luftdruckverteilung und Windsysteme, Luftkreislauf) oder Laut finden. Oder die Artikel, die zu aktuellen Geschehnissen im Zusammenhang stehen: Lappobewegung, Litauen (zur Memelfrage!). Gerade auch bei diesen Artikeln, die mit unbestechlicher Sachlichkeit geschrieben sind, zeigt sich die Unentbehrlichkeit des „Großen Brockhaus" für jeden von uns, der sich über die Ereignisse unserer Tage ein eigenes Urteil bilden und nicht nur nachsprechen will, was ihm andere vorreden.

* Hermann Sudermann: „Im Paradies der Heimat". Geschichten aus der Ostmark. 362 Seiten mit 165 Bildern in Kupfertiefdruck. Erschienen in der Reihe „Die Kupfertiefdruckbücher". (Verlag Paul Franke, Berlin SW. 11.) Ostpreußen und das Memelland zeigt uns Hermann Sudermann in seinen packendsten Erzählungen, von denen hier nur „Die Geschichte der Stillen Mühle", „Mits Bumbullis" und „Iolanthes Hochzeit" genannt seien. Auch seine Erlebnisse „Bei der guten Tante in Elbing" führen uns auf den Boden seiner Heimat: Ostpreußisch-Litauen. Es war ein guter Gedanke des Verlages, uns die Ostmark auch gleichzeitig in Bildern vorzuführen. Und diese Bilder — stimmungsvolle Naturaufnahmen — sind geradezu überraschend reizvoll. Sie geben eine gute Vorstellung von der feierlichen, verträumten Schönheit des Landes zwischen Weichsel und Memel, die in ihrem Wechsel von Düne, Strand und Meer, von Busch, Binnensee und Wald, von bewohnten Ortschaften und menschenleeren Niederungen jeden Beschauer gefangennimmt. Man muß gestehen, daß in Bezug auf diesen Reichtum an malerischer Schönheit Ostpreußen bisher sozusagen unentdecktes Neuland gewesen ist.

* Korfiz Holm: „ich — kleingeschrieben". Heitere Erlebnisse eines Verlegers. (Verlag Albert Langen, München.) Korfiz Holm, der im Spätsommer 1932 sechzig wird, hat während der bald 36 Jahre, in denen er den Verlag Albert Langen mitaufgebaut hat, Gelegenheit gehabt, zahlreichen Größen seiner Zeit persönlich und geschäftlich nahezutreten, und weiß von den Begegnungen mit ihnen höchst lebendig zu plaudern. Ihr innerer Wert und der geziemende Respekt davor kommt nicht zu kurz, wenn Holm die imanente Komik dieser Menschheitsspitzen, — wie des Erdendaseins überhaupt — nicht schamhaft unterschlägt. Hinter der Witzigkeit des Anekdotischen, aus dem sich hier doch etwas wie ein Stück Geschichte formt, steht überall ein ruhiger Gesinnungsernst, steht innige Verliebtheit in das Leben, mag es auch noch so schief gewickelt sein. Ein herzenswarmes Buch, aus dem im Schimmer atmender Lebendigkeit das alte gute München jener Zeit um die Jahrhundertwende steigt, da diese vielgeliebte Stadt die stärksten Künstlerkräfte aus den fernsten Gauen an sich zog.

* Egmont Colerus: „Matthias Werner" oder „Die Zeitkrankheit", Roman. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) Der Untersuchungsrichter Werner, ein hochachtbarer Mann von zartestem Gewissen, steht zwischen den Zeiten, sein Rechtsempfinden wankt und die geistigen Grundlagen seines Lebens sind erschüttert. Auch seine Ehe ist nicht glücklich. Seine Frau verleitet ihn, die richterliche Laufbahn mit einer Bankkarriere zu vertauschen, aber in der ihm fremden Bankwelt gerät er allzubald in eine überaus schiefe Situation, aus der er sich schleunigst zurückziehen muß; doch Desirée findet alle seine Skrupel „philiströs", und in eine unselige Liebe zu einem anderen Manne verstrickt, begeht sie Selbstmord. Werner erleidet einen schweren Nervenzusammenbruch, und Freunde bestimmen ihn, das eigenartige „Sanatorium für Zeitkranke" auf Juist aufzusuchen. Hier lernt er verschiedene Menschen kennen, die gleich ihm an der von Dr. Vendrup so genannten „Zeitkrankheit", an der Entwertung oder Umwertung aller Werte, leiden: ein Kapitän, der die Skagerrakschlacht mitgemacht hat und eine grandiose Schilderung dieses ungeheuren Geschehens gibt, ein Naturwissenschaftler, ein Architekt, der an eine Weltverschwörung der „Linken" glaubt, ein Kaufmann, dem der Konflikt zwischen sozialistischem Denken und kapitalistischem Leben zu schaffen macht. Langsam genesend, nimmt Werner an ihren leidenschaftlichen Debatten über alle Zeitfragen teil: Weltpolitik, Philosophie, Technik, Sozialismus, Antisemitismus, Probleme der Kultur und Nation. Er lernt auch zwei Frauen kennen, und ringt sich schließlich, vorbildlich verantwortungsbewußt, zu einem heroischen, Verstand, Gemüt und Sinnlichkeit zugleich bejahenden Glauben an eine menschenwürdigere Zukunft durch. Der gestaltenreiche Roman ist ein leidenschaftliches Bekenntnis zur Humanität.

* „Wie schreibe ich meine Briefe?" Neubearbeitet von Erich Stollfuß. (Verlag W. Stollfuß, Bonn.) Das vorliegende vollständig neubearbeitete Bändchen aus der Sammlung „Hilf dir selbst" will allen denen, die bisher keine Gelegenheit hatten, sich eingehender mit dem Briefwechsel zu befassen, die Möglichkeit geben, dieses zu erlernen. Klare zuverlässige Anleitungen, übersichtliche Beispiele von Briefen, Gesuchen, Eingaben und sonstigen Schriftstücken, wie sie im täglichen Verkehr des Erwerbslebens vorkommen, alles ist in diesem Bändchen berücksichtigt.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.